

Susanne Gaschke

## Analog statt digital

### Wie man Kinder auf das Internet vorbereitet

Die Enthüllungen Edward Snowdens über die digitalen Ausspäh-Aktivitäten der NSA, die offenkundig datenausbeuterischen neuen Geschäftsbedingungen von Facebook und die jüngsten Cyberangriffe auf Unternehmen wie Sony haben, wie ich finde, glücklicherweise dazu beigetragen, dass sich die teils naive, teils hochideologische Internetanbetung der vergangenen Jahre relativiert hat. Mehr Menschen als noch vor zehn Jahren haben begriffen, dass die notwendig offene Struktur des Netzes eine Gefahr für jedwede Privatsphäre bedeutet, weil im Prinzip jeder mitlesen kann. Es ist also nicht nur technologisch versiert und mutig, z.B. Oppositionspolitik in Syrien per Twitter zu betreiben, sondern auch lebensgefährlich. Mehr Menschen haben auch verstanden, dass Terroranschläge und andere Verbrechen im Internet besser vorbereitet werden können als noch zu Zeiten der Rohrpost; dass man sich dort trefflich desinformieren und radikalisieren kann und dass Urheberrechte im Netz oft keinen Pfifferling wert sind. Es fragen sich immer mehr Menschen, ob all die zusätzliche Information, all die zusätzliche (oft komplett sinnlose) Kommunikation per Mail, Facebook, Twitter, Whatsapp und Instagram, all die ziellose Beschleunigung durch Echtzeit-Medien ihr Leben wirklich besser macht.

Während das kritische Bewusstsein wächst und die Auseinandersetzung mit den Propheten der digital-rosafarbenen »Wissengesellschaft« ein wenig an Schärfe verloren zu haben scheint, hat sich allerdings eine Praxis etabliert, die den schwierigen neuen Erkenntnissen in keiner Weise entspricht. Ich persönlich kenne nur noch wenige Menschen, die nicht von ihrem Smartphone abhängig sind; ich selbst bin es auch. Ich weiß, dass theoretisch jede meiner Bewegungen im Internet für andere nachvollziehbar ist. Ich bewege mich trotzdem und pflege den Schutzglauben, dass das doch niemanden ernsthaft interessieren könne. In dieser Haltung weiß ich mich im Einklang mit Millionen von anderen. Es wird exakt so lange gut gehen, wie wir nicht in einer Diktatur leben oder Google nicht zur Wahl antritt. Die Gewöhnung hat ungeheuer schnell stattgefunden. Die Technik hat gesiegt, weil sie unhintergebar praktisch ist: Quellen gleich lesen, nicht per Fernleihe über die Universitätsbibliothek bestellen; Menschen sofort finden, mit ihren Funktionen und E-Mail-Adressen, georgische Restaurants in seinem Stadtteil googeln; bei Wikipedia nachsehen, ob man sich die Daten des Dreißigjährigen Krieges richtig gemerkt hat. Wir sind zu schwach für so viel Komfort. Kein Wunder, dass wir User sind.

*Wir* sind groß geworden mit allen entschleunigten Vorteilen der analogen Kultur: kreativer Langeweile, Stadtteilbücherei, Informationshunger statt -übersättigung. Doch was ist mit den jungen Menschen, Kindern, die mit digitalen Abkürzungen aufwachsen – und die von einer Erwachsenengeneration (nämlich uns) erzogen werden, die als Spätberufene, vielleicht übereifrig und unkritisch, verunsichert und maßstabslos zugleich ist?

Ein paar offensichtliche Gefahren für Kinder zu bekämpfen, wäre letztlich eine Frage von Aufsicht und Erziehung zu Selbstständigkeit und gutem Benehmen: Natürlich sind Kinder im Netz besonders angreifbar, natürlich müssen sie lernen, ihre Fotos nicht zu verbreiten und nicht mit Fremden zu chatten; sie müssen ein paar intelligente Worte zu Pornos gesagt bekommen; müssen verstehen, dass das Netz nichts vergisst und alberne Partyfotos einen bei der späteren Jobsuche einholen können (schon das ist bei einem Sofort-Medium keine ganz einfache Lektion). Natürlich müssen wir ihnen klar machen, dass man

geistiges Eigentum nicht stehlen darf und sich tatsächlich strafbar macht, wenn man es doch tut. Gleiches gilt für das elektronische Mobbing von Schulkameraden und Lehrern, das offenbar ein erhebliches Problem für Schulen darstellt. Natürlich haben sie keine Zeit für Hausaufgaben, Sport oder Lektüre, wenn sie ständig online spielen oder SMS schreiben. Noch tückischer als die Offensichtlichkeiten aber ist der »heimliche Lehrplan« des Internetzeitalters; die über Jahre von Bildungsbürokraten und Internetkonzernen in trauriger Eintracht vertretene Haltung, digitale Aktivität und virtuelles Erleben in fast jeder Form seien den alten, spießigen Kulturtechniken des Lesens und Schreibens, des direkten Gesprächs und des echten Erlebnisses überlegen. So wie die Digital Natives ihren hoffnungslosen Lehrern.

Um nicht falsch verstanden zu werden: »Das Netz« kann selbstverständlich ein hochinteressanter Unterrichtsgegenstand sein – zum Beispiel wenn es darum geht, seine Geschichte als Erfindung des amerikanischen Militärs (»Arpanet«) kennenzulernen; seine ambivalente Funktionsweise; den Umstand, dass es anders aussehen würde, wenn es anders programmiert wäre; dass also Programmierer die digitale Realität bestimmen – und programmieren zu können Macht bedeutet; zu erfahren, dass das Netz nicht »die Wirklichkeit« abbildet – dass es also gilt, Quellenkritik zu lernen; dass derjenige sich des Netzes am besten bedienen kann, der schon vorher viel weiß; dass Internetkonzerne mit der kostenlosen Arbeit ihrer Nutzer reich werden.

All diese Dinge spielen in den eifrigen bildungspolitischen Anstrengungen zur *E-Literacy* allerdings bisher eine sehr viel geringere Rolle als Smartboards, das Abfassen von Referaten auf dem Laptop, Recherche bei Google und das Abarbeiten von Bedienungsanleitungen, kurz: das, was die intelligenten Maschinen dem Nutzer ohnehin sehr bequem nahelegen. Vermutlich können auch fitte Affen ein Smartphone benutzen, die einzig interessante Frage ist jedoch, was sie damit machen würden. Um das Netz eines Tages so emanzipatorisch und bereichernd zu gebrauchen, wie es seine Propheten ausmalen, müssen Menschen ein kritisches Urteilsvermögen erwerben, Konzentrationsfähigkeit, auch Kreativität. Sie brauchen Zeit. Zeit, sich zu entwickeln, Zeit, um spielen und denken zu lernen; um Erfahrungen zu machen, um Bücher zu lesen, um die Welt zu beobachten. Diese Zeit ist durch Medien, deren Botschaft *Nutzung* lautet, existenziell bedroht.

Babys und Kleinkinder müssen krabbeln, um Raumerfahrungen zu machen. Sie sollen einen Löffel (auch wenn das nervtötend ist) gern 20-mal auf den Boden werfen, um die Schwerkraft zu erkunden. Das geht nicht virtuell. Sie brauchen Konstruktionsspiele (Bauklötze) für ihre Motorik und Rollenspiele (Puppen, Kaufmannsladen) für ihr Einfühlungsvermögen. Sie brauchen echte Menschen (zum Beispiel die Eltern), die mit ihnen sprechen – die Zahl der verbalen Interaktionen in der frühen Kindheit bestimmt den späteren Bildungserfolg oder -misserfolg eines Kindes ganz wesentlich.

Die beste Vorbereitung auf die digitale Welt ist analog. Die größte Tragik moderner Kinder entsteht, wenn ihre Eltern sich so sehr haben verunsichern oder terrorisieren lassen, dass sie ihre Kinder in einen Kindersitz mit davor montiertem Bildschirm stecken; dass sie die Kinder, in der irreführenden Hoffnung, sie dadurch für die Wissensgesellschaft vorzubereiten, vor Babyfernseher oder Kleinkindsoftware absetzen; dass sie ihre Kinder mit quakendem, blinkendem Spielzeug überhäufen, mit dem man nicht spielen kann, das ihnen aber irgendetwas beibringen soll. Die allergrößte Tragik entsteht, wenn den Kindern, wegen all ihrer digitalen Aktivitäten, keine Zeit zum Lesen bleibt: Vorlesen und das Lesen von Büchern sind neben sprachlicher Interaktion der wichtigste Indikator für schulischen Erfolg. Wer seinem Kind den Computerzugang limitiert und Astrid Lindgren vorliest, tut ihm Gutes; wer es digitale Lernspiele machen lässt, tut, beim besten Willen, weniger Gutes.

Wenn in Deutschland immer noch ein beklagenswerter Zusammenhang zwischen so-

zialer Herkunft und Schulerfolg besteht, so hat das, schlicht und ergreifend, etwas mit der unterschiedlichen Ausbreitung der Lesekultur zu tun: Nur 28 % der Kinder aus der Unterschicht lesen nach Erkenntnissen des Arbeitskreises Jugendliteratur in ihrer Freizeit – aber 74 % aller Kinder aus sozial gut gestellten Haushalten. Wer eine Spaltung der Gesellschaft ernsthaft verhindern will, muss hier ansetzen und den Kindern, in deren Elternhäusern es keine Bilderbücher, kein Bewusstsein für Sprache und Geschichten und keine Vorlesepraxis gibt, dabei helfen, trotzdem Leser zu werden. Und zwar in der Krippe, in der Kita, in der Schule – man braucht dazu nichts anderes als Bücher und Menschen, die Bücher mögen.

Dieser Weg ist freilich mühsam, er kostet Zeit, verkauft keine Endgeräte und sieht nicht gleich Erfolge – irgendwie klingt »Leseförderung« auch nicht so modern und fortschrittlich wie die Verbreitung von *E-Literacy*. Viele Fachleute im Erziehungswesen misstrauen zudem immer noch einer Buchkultur, die ihren Klienten fremde »Mittelschicht«-Werte aufzuzwingen scheint. Auf der anderen Seite verspricht die digitale »Wissensgesellschaft« Informationen auf Knopfdruck, *information at your fingertips*. Eine großartige Verheißung für junge Menschen, die schon verinnerlichen konnten, wie man liest, lernt, versteht und urteilt – für all die anderen eine verhängnisvolle Illusion.

Gerade Journalisten verbreiten gern, es werde heute im Netz viel mehr gelesen als in früheren Zeiten: Doch wenn man sich den Unsinn der Chats und die Belanglosigkeiten der SMS ansieht, fragt man sich, ob tatsächlich jeder Text die gleiche Funktion erfüllt. Vor allem aber wird am Bildschirm anders gelesen als in Büchern. Man könnte von Text-Zapping sprechen – ein Verhalten, das dem Umschalten beim Fernsehen nachempfunden sein mag, aber letztlich, da es um schriftliche Informationen geht, doch noch stärker dem Weiterklicken auf Internetseiten ähnelt. Die Stiftung Lesen fand heraus, dass das Lesen in immer kleineren Portionen zunimmt. Bücher werden über längere Zeit in kürzeren Abständen gelesen. 1992 machten das noch 29% der Leser in Deutschland so, 2008 waren es schon 37%. Die Bedeutung des gedruckten Textes nimmt drastisch ab: Dass sie ganze Texte am Bildschirm läsen, gaben im Jahr 2000 nur 25 % der Befragten an, jetzt sind es deutlich über 40 %, die auf Papier verzichten. 44 % aller Leser in Deutschland stimmen der Aussage zu »Mir ist egal, ob ein Text gedruckt oder digital ist – auf den Inhalt kommt es an.« Von den 14- bis 19-jährigen Lesern sind sogar fast 70 % dieser Meinung.

### Die User lesen online nicht im klassischen Sinne

Und genau hier lauert ein Irrtum, der für das wirklich sinnentnehmende, das »tiefe« Lesen, wie die amerikanische Leseforscherin Maryanne Wolf von der Universität Boston es nennt, bedrohlich wird, denn es gibt starke Hinweise darauf, dass sich die Bildschirmleser täuschen. Dass sie am Bildschirm eben nicht so lesen, wie sie es in einem Buch oder Zeitschriftenartikel tun würden, auch wenn der Inhalt derselbe ist. Wissenschaftler des CIBER-Instituts am University College London werteten, unter anderem im Auftrag der British Library, über fünf Jahre lang die Logbücher von Computern aus, mit denen die Nutzer nach Aufsätzen, elektronischen Büchern und anderen Quellen gesucht hatten. Die Forscher erkannten Muster im Leseverhalten, die dem von der Stiftung Lesen beobachteten Text-Zapping entsprachen: Viele Nutzer sprangen von Quelle zu Quelle und kehrten selten zu einem bereits geöffneten Artikel zurück. Typischerweise lasen sie die Artikel nicht vollständig durch, bevor sie zur nächsten Quelle gingen. »Es ist offensichtlich, dass die User online nicht im klassischen Sinne lesen«, schreiben die Bibliotheks- und Medienforscher in der Zusammenfassung ihres Berichts: »Es entstehen neue Formen des Lesens. Titel, Inhaltsverzeichnisse und Zusammenfassungen werden benutzt, um schnelle Erfolge zu erzielen. Es scheint sogar, als würden die Nutzer online gehen, um klassisches Lesen zu vermeiden.«

Die Fülle des Angebots zu jeder denkbaren Frage suggeriert gerade dem jugendlichen

Nutzer Kenntnisse, die er erst hätte, wenn er die Artikel tatsächlich gelesen, vielleicht wichtige Passagen unterstrichen, herausgeschrieben, einem anderen Menschen weiter erzählt hätte. Einen Text gesehen zu haben, heißt nicht, ihn verstanden zu haben. Dazu wäre Mühe nötig, die jeder vermeiden wird, wenn sich ihm eine bequemere Alternative zu bieten scheint.

Weiterklicken ohne zu lesen, ist das eine Übel. Nicht weit genug zu klicken, ist das andere. Weniger als 1 % der Google-Suchenden verlassen die erste Seite der Antwortvorschläge. Das setzt die Gestalter von Internet-Seiten unter erheblichen Druck: »Wenn du nicht auf der ersten Seite vorkommst, könntest du ebenso gut auch gar nicht existieren«, schreibt Jakob Nielsen, dessen Unternehmen, die Nielsen Norman Group, fast von Beginn des Netzzeitalters an Firmen bei der Gestaltung ihres Internetauftritts berät. Schon 1997 veröffentlichte Nielsen einen einflussreichen Aufsatz über das Leseverhalten im Netz. Darin stellte er die Frage, wie Nutzer im Netz lesen. Die Antwort war deprimierend: »They don't« – sie tun es gar nicht. Die Beobachtung von Internetnutzern unter Zuhilfenahme von Augenscannern brachte Niensens Team die Erkenntnis, dass nur ein Bruchteil der Besucher den Text einer Seite wirklich liest – der Rest überfliegt ihn bloß und folgt dabei einem »F-Schema«. Dabei wird die erste Zeile ganz gelesen, dann flackert der Blick noch ein- oder zweimal nach rechts, und dann geht es am linken Seitenrand – scrollend – hinunter. Komplexe Sprache können die Anbieter von Internet-Seiten da nur meiden: Ein Leseneiveau für Sechstklässler sei angemessen für die Startseite, empfiehlt der Fachmann. Achtklässlerniveau dürfen erst die später folgenden Seiten haben. Um dem Zapping-Modus der Netzleser entgegen zu kommen, soll jeder Textabschnitt nur einen Gedanken enthalten und nur die halbe Wörterzahl eines normalen Zeitungs- oder Buchabsatzes.

Niensens unverdächtige, weil nüchtern kommerziell motivierten Forschungsergebnisse sollten Lesern (und den Eltern von jungen Lesern) zu denken geben, die davon ausgehen, man läse am Bildschirm so wie in der Zeitung. Weil die Anbieter wissen, dass die Leser genau dies nicht tun, passen sie ihre Seiten den springenden, kurzatmigen Lesegewohnheiten der Bildschirminutzer an. Eins aber fördert diese Abwärtsspirale auf keinen Fall: die Fähigkeit zu längerem, konzentrierterem und vertiefterem Lesen. Also auch nicht den Erwerb von Maßstäben, Vergleichsmöglichkeiten, Urteilsvermögen und dem, was den Propheten der digitalen Welt angeblich so wichtig ist: Wissen.

Der amerikanische Internetskeptiker Nicholas Carr hat beschrieben, wie sich sein eigenes Leseverhalten durch jahrelange intensive Online-Recherche und -Kommunikation verändert hat: »Die letzten Jahre überkam mich häufig das Gefühl, dass jemand in meinem Gehirn herumfuscht, meine neuronalen Muster neu justiert, mein Gedächtnis umprogrammiert. Mein Verstand verschwindet nicht wirklich – aber er verändert sich. Am stärksten spüre ich das, wenn ich lese. Früher fiel es mir ganz leicht, mich in ein Buch zu vertiefen oder einen langen Zeitungsartikel von vorne bis hinten durchzulesen. (...) Dazu kommt es kaum noch. Nach zwei, drei Seiten schweife ich ab, werde unruhig und verliere schließlich den Faden. Mein eigenes Gehirn wehrt sich gegen den Text. Konzentriertes Lesen, früher ein Genuss, wird für mich zum Kampf.«

Das alte oder das neue Gehirn? Jeder Mensch sollte die Wahl haben, solange wir über die Folgen des digitalen Großversuchs noch kaum etwas wissen. Und deshalb lautet der Grundsatz für eine Kindheit, die alle Möglichkeiten offen lässt: analog statt digital.



#### **Susanne Gaschke**

ist Autorin der WELT. 2009 erschien ihr Buch *Klick. Strategien gegen die digitale Verdummung*. 2011 *Die verkaufte Kindheit. Wie Kinderwünsche vermarktet werden...* Sie war 2012/13 Oberbürgermeisterin von Kiel. 2014 erschien bei DVA: *Volles Risiko. Was es bedeutet, in die Politik zu gehen*.

*susanne.gaschke@gmx.de*